



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bornstein, Paul: Aus Hebbels Studienzeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Was hab ich getan, was hab ich getan!“

Die Frau kniet nieder, hebt den Kopf in die Höhe und sieht dem toten Kinde ins Gesicht. Von der Nase aus gehen zwei dünne, schon vertrocknete Blutrinnen über die halbe Wange. Sonst nichts Erschreckendes.

Sie stülpt den Korb um, mit dem Franz gestern den Mist in den Garten getragen hat, und setzt sich darauf. Das dürre Weidengeflecht knarrt unter der Last.

Weinend hebt sie das Kind auf den Schoß.

Lange und wie irre läßt sie den Blick durch den Schleier ihrer Tränen über den Toten gehen.

So sitzt sie vor der grellfarbig gestrichenen Stalltür.

Eine Pieta? Ein mütterliches Weib, aufgelöst in Schmerz über den Martertod ihres unschuldigen Sohnes?

Oder eine Mörderin, die in zu spätem Reueschmerz ihr gefoltertes Opfer beweint?

In wenigen Minuten wird der andere und anders und schwerer Schuldige bei ihr stehen.

Die Posauern des Gerichtes werden in seine Ohren gellen und ihre schaurigen Klänge wie donnerndes Wogen durch seine kleine Seele gehen.

Der mütterliche, vor Schmerz zuckende Mund preßt sich auf die Lippen des Kindes.

„Mein lieber, lieber armer Bub!“

Franz wäre so glücklich, wenn er das hören würde!

Aber er hört nichts mehr.



Aus Hebbels Studienzeit

Ungedruckte Briefe, herausgegeben von Dr. Paul Bornstein-Dachau



von 1829, seinem sechzehnten Lebensjahr ab, veröffentlicht der Wesselsburener Schreiber Friedrich Hebbel Gedichte, Erzählungen, dramatische Skizzen, Aphorismen, Anekdoten, Jugendprodukte von zumeist höchst zweifelhaftem, künstlerischem Wert, im „Ditmarscher und Eiderstedter Boten“, einer kleinen, im Verlage von Bade und Fischer in Friedrichstadt a. d. Eider erscheinenden Wochenschrift; von 1832 an treten neben den allmählich in den Hintergrund gedrängten „Boten“ als eine freilich höchst bescheidene Erweiterung des Kreises die Hamburger Zeitschriften der Amalie Schoppe, die „Neuen Pariser Modeblätter“ und die für Kinder bestimmte, übrigens erst vor kurzem neu aufgefundene „Iduna“. Im Februar 1835 siedelt dann Hebbel, nachdem ihm die Bemühungen der Schoppe solches ermöglicht, nach Hamburg über. Hier gelingt dem inzwischen lyrisch zu voller

künstlerischer Reise Vorgebrungenen im August der Anschluß an das Cottaische Morgenblatt und damit an die deutsche Öffentlichkeit. Das macht, wie begreiflich, seinen Ruf in der Heimat steigen; der junge Adept erlebt die Genugtuung, vom „Boten“ nun um einen Beitrag höflich ersucht zu werden. Mit dem folgenden, dem ersten der unveröffentlichten Briefe, die ich hier vorlegen darf, entspricht Hebbel diesem Gesuch; er übersendet nach Friedrichstadt die Ballade „Der alten Götter Abendmahl“*), und nicht ohne Humor ist es, zu sehen, wie der „Bote“ das herzlich mittelmäßige Stück — denn Gutes hätte der schon gescheit gewordene Hebbel nach Friedrichstadt nicht mehr gegeben — als Reklame sogleich in der ersten Januarnummer des neuen Jahrgangs 1836 abdruckt. Es war Hebbels überhaupt letzter Beitrag für den „Boten“. Das Original des Gedichts und der Begleitbrief, beide auf einem Blatt, befinden sich im Besitz der Frau Ellen Maynhusen in Hamburg.

Adr.: Sr. Wohlgeboren dem Herrn Fischer, Königl. privilegirtem
Buchdrucker in Friedrichstadt an der Eider. — Durch Güte.

Hamburg, den 17. Dezember 1835.

Im vorstehenden Gedicht, lieber Herr Fischer, sende ich zu gleicher Zeit Ihnen, Ihrem Boten und meinem Vaterlande einen Gruß (Sie sehen, ich bin in der Fremde öconomisch geworden!) und habe dabei keinen andern Wunsch, als denjenigen, den man bei Grüßen gewöhnlich ausspricht, daß sie nämlich recht bald bestellt werden mögen, auszusprechen. Ich hoffe, Sie werden das verfllossene Jahr heiter verlebt haben und wünsche in dieser Voraussetzung, daß das kommende seinem Bruder gleiche. Für den Weihnacht weiß ich Ihnen Nichts zu wünschen, so wenig Christgeschenke, als Kindlein; für jene ist man zu alt, sobald das zwölfte Jahr überschritten ist, und diese würden Ihnen vermutlich zu unbequem fallen. Nach Neujahr werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, bis dahin ein herzliches Lebewohl!

Der Ihrige

Hebbel.

Indem Hebbel hier dem Verleger Fischer seinen Besuch in Aussicht stellt, denkt er bereits an jene Reise in die Heimat, die er im Februar 1836, um sich vor dem Abgang auf die Universität von Mutter und Freunden zu verabschieden, wirklich ausführte. In Friedrichstadt freilich ist er nicht mehr gewesen. — Das Programm Amalie Schoppes, demzufolge Hebbel nach privater Vorbereitung in das Johanneum eintreten und hier sein Absolutorium bestehen sollte, hatte sich als undurchführbar erwiesen. Wer den jungen Hebbel hätte Latein lehren wollen, der hätte etwa beim Tacitus einsetzen müssen; mit ille, illa, illud ging's nicht. Der rastlos um sich greifende Geist des genialen Autodidakten war auf pädagogische Methodik nicht mehr eingestellt. Wir, die wir die Tagebücher der ersten Hamburger Zeit kennen und den unerhörten kritischen Instinkt bewundern, mit dem in seinem vor dem „Wissenschaftlichen Verein von 1817“ gehaltenen

*) H. W. Werner: Hist.-krit. Ausgabe. Bd. VII, S. 182.

Vortrag über „Kleist und Körner“ der Zweiundzwanzigjährige allein aus sich, entgegen dem Urtheil seiner Zeit das Kleist'sche Genie in seinem vollen Umfang und seiner ganzen Tiefe zu erfassen vermochte, begreifen das durchaus. Daß es Hebbels Hamburger Freitischgönner, und vor allem die Schoppe, nicht begriffen, darf ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Man sah einen mittellosen jungen Mann nach ungenügender Vorbildung einer sehr ungewissen Zukunft entgegengehen, und man widersezte sich zunächst einem scheinbar vorzeitigen Studium. Hebbel überwand schließlich diese Widerstände; daß aber bei der Schoppe eine starke Mißstimmung zurückblieb, lehrt das folgende, in meinem Besitz befindliche Schreiben der Schoppe an Hebbel deutlich genug. Sie war ohnehin durch höchst verächtliche Rabalen, die Hebbels Wesselsburen's Jugendfreund und Hamburger Stubengenosse Leopold Alberti gesponnen, heftig gegen Hebbel eingenommen: sie scheint ihm überdies auch die Reise nach Wesselsburen verdacht zu haben, wie sie ihm wohl oder übel alles, was Zeit und vor allem Geld kostete, verdachte. Der Brief lautete:

Lieber Hebbel!

Schon längst davon entwöhnt, mit Ihrem Vertrauen, selbst in den unbedeutendsten Dingen, beehrt zu werden, und zu sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, bitte ich Sie, auch fürder Ihren Weg ganz nach Gefallen und Belieben gehen zu wollen, ohne Rücksicht auf mich zu nehmen.

Ich werde es als einen Beweis Ihres Wohlwollens gegen mich aufnehmen, wenn Sie mich mit Ihren Verhältnissen, Plänen etc. etc. in Zukunft, wie bisher, durchaus nicht belästigen, auch ist mein Antheil daran fast auf Null reducirt, da Sie es nicht für gut befunden zu haben scheinen, den Weg zu verfolgen, auf dem ich mich Ihnen als helfende und theilnehmende Freundin zuzugesellen gewillt war.

Ihrem früheren Wunsche zufolge, wollten Sie sich auf Ihre Studien hier vorbereiten und, wo möglich, zu Ostern zur Universität abgehen. Daß dies noch Ihre Absicht sei, kann ich nicht glauben, da Sie sonst gewiß nicht 4 kostbare Wochen, die vorlezten, in denen Sie noch unentgeltlich Unterricht empfangen können, verschwendet haben würden.

Sie müssen sich also einen andern Lebensplan entworfen haben, und da er wahrscheinlich besser sein wird, als der frühere, wünsche ich Ihnen Glück dazu, aber ohne Ihnen meine fernere Theilnahme, welcher Art sie auch sein möge, zusagen zu können und zu wollen.

Ihre ergebene

A. Schoppe

v. S. d. 1. März 1836.

Das folgende Schreiben Hebbels, wenige Tage nach diesem Brief abgesandt, bedarf keines Kommentars; das biographisch zweifellos interessante Dokument spricht für sich selbst. Unlängst unter den Akten des Landratamts zu Heide aufgefunden, ist es jetzt im Besitz des Wesselsburen's Hebbelmuseums. Herrn Bürgermeister Dohrn in Wesselsburen danke ich die Erlaubnis, es zu veröffentlichen.

Adr.: Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Statsrath und Landvogt Griebel,
Ritter vom Dannebrogsorden und Dannebrogsman in Heide.

Erw. Hochwohlgeboren werden hochgewogentlichst zu entschuldigen geneigen, daß ich Sie mit diesen Zeilen zu belästigen wage. Ich wünsche bevorstehenden Ostern zur Universität abzugehen, um die Rechte zu studiren, bin aber mit zu geringen Mitteln versehen, als daß ich die collegia honoriren könnte, und bedarf, damit ich diese frei erhalte, eines testimoniums paupertatis. In der Voraussetzung, daß Eine Königl. Norderditmarsische Landvogtei diejenige Behörde sey, bei welcher ich, als geborener Wessellburner, dieses nachzusehen habe, erlaube ich mir die ganz gehorsamste Bitte: Erw. Hochwohlgeboren wollen geruhen, mir nach etwa eingezogenem Bericht des Herrn Kirchspielvogtes Mohr in Wessellburen, der mir in Uebereinstimmung mit dem Vormünderbuch seines Kirchspiels ein Zeugniß meines wirklichen Unvermögens nicht vorenthalten wird, ein testimonium paupertatis zukommen zu lassen.

Mit vollkommener Hochachtung

Erw. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster

Christian Friedrich Hebbel

Hamburg, den 10. März 1836.

Adresse: Hamburger Stadtbeich Nr. 178, bei Herrn Weiß.

In die Heidelberger Universitätszeit führt ein Schreiben Hebbels an den Wessellburenener Jugendfreund Jakob Franz, der damals in Kiel Pharmazentist studierte. Wenngleich uns der „Sohn Franz“ — so hieß er in Wessellburen scherzhaft — dem Namen nach keineswegs unbekannt war, da Hebbel in Tagebüchern, Briefen, gelegentlich sogar in dem Epos „Mutter und Kind“ seiner gedenkt, so stand er doch keineswegs im Vordergrund des Interesses, bis jetzt die im Besitz seiner Nachkommen auf Helgoland aufgetauchten Briefe Hebbels, deren Publikation R. M. Werner in der Neuen Freien Presse begann und in der Oesterreichischen Rundschau abschloß, ihm eine hervorragende und höchst markante Stellung in Hebbels Biographie zuweisen. Der folgende, mir gehörige Brief bedeutet eine nicht ganz unbedeutliche Ergänzung der Werner'schen Veröffentlichung. Schon in Wessellburen hatte Franz, aus behäbigen Verhältnissen stammend, Hebbel versprochen, er werde ihm auf zwei Jahre jährlich zehn Taler vorschießen, die vor allem der Mutter Hebbels zugute kommen sollten. So erklärt sich die Abrechnung des „Conto-Corrent“ in diesem Briefe. Hebbel konnte bei mangelndem Reisezeugnis in Heidelberg nicht immatrikuliert werden; als Hospitant nur besuchte er Kollegien bei Mittermaier über strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit und hörte bei Thibaut Institutionen. Auf diese Vorlesung bezieht sich die Bemerkung des Briefes, er habe, „um nicht leeres Stroh zu dreschen“, von seinen zwei Kollegs eines aufgegeben; Thibaut hatte ihm offen erklärt, daß im Leben aus ihm kein Jurist werden würde. Die entschiedene Abkehr von der Jurisprudenz führt dann wohl in erster Reihe zu dem Entschluß, von Heidelberg aus nicht, wie Hebbel in diesem Briefe noch plant, nach Hamburg oder Berlin, sondern

eben nach München zu gehen; Straßburg, auch Stuttgart wurden auf der Fußtour von Heidelberg nach München im September 1836 wirklich besichtigt, der hochverehrte Ludwig Uhland wurde in Tübingen aufgesucht, wobei freilich seine verschlossene und farblose Persönlichkeit dem jungen Verehrer eine kaum zu verwindende Enttäuschung bereitete. Nicht auf solchen Einzelheiten indessen beruht der Wert des Briefes, sondern auf dem charakteristisch Menschlichen: es steckt ein gut Teil Hebbel, und zwar vom besten Hebbel darin. Wir sehen die Sorge des Sohnes um die alte, darbenende Mutter in der Heimat, die verständnisvolle, psychologisch geschärfte Teilnahme des Freundes am Freunde, der hart unter einer unglücklichen Liebesaffäre litt. Wir vernehmen des Selbst-eigenen Spott über analysierende Literaturprofessoren, von denen man nur lernen könne, wie man es nicht machen solle, seine trotzige Verachtung zeitgenössischer, jungdeutscher Kritik, seine herbe, künstlerische Strenge gegen sich selbst. Derselbe Hebbel, der damals in bitterer Not ins Tagebuch schrieb, sein Leben sei nur noch ein Kampf für Mutter und Leichenstein, reißt hier sich auf in gespanntem Selbstgefühl, in unerschüttertem Glauben an sein Können und seine Zukunft: „Was lebt, das wirkt; und was wirkt, das lebt; dies Evangelium bewahrheitet sich alle Tage.“ Mir ist, als bewahrheitete es sich, aller Einwände und Gegnerschaften ungeachtet, eben jetzt an Hebbel selber. — Nun der Brief.

Heidelberg, den 18. July 1836.

Lieber Franz!

Dein Brief vom 8ten Juny ist, sammt dem Louisd'or, am 21sten selb. Monats in meine Hände gekommen; jedoch — ich bemerke dies, da Du wünschtest es zu wissen — nicht frankirt, vielmehr hab' ich einen Gulden und 36 Kreuzer (nach dortigem Gelde ungefähr 2 M. Cour.) dafür ausgeben müssen. Daß ich ihn nicht sogleich beantwortete, hatte mehrere Gründe; namentlich wünschte ich Dir über meinen Entschluß hinsichtlich meines Aufenthalts für den bevorstehenden Winter Nachricht zu geben, was ich besonderer Umstände halber nicht augenblicklich konnte. Jetzt bin ich entschlossen; ich werde gleich nach Beginn der Ferien (im Ausgang August) Heidelberg verlassen und nach einer Reise zu Uhland in Stuttgart nach Hamburg zurückkehren, um dort entweder zu bleiben, oder, je nachdem die Umstände sich machen, nach Berlin abzugehen. Nach Kiel würde ich nur dann gegangen seyn, wenn Du dort geblieben wärest, und zwar dann auf jeden, nun aber auf keinen Fall; meine Gemüthslage erheißt freundschaftliche Theilnahme, wie ich sie bei Dir und durch Dich gehabt hätte, oder äußere Zerstreuung, wie nur Hamburg und Berlin sie bieten können. Schön wär' es gewesen, eine vergangene, glückliche Zeit in einer öden Gegenwart mit Bewußtseyn und ohne jene rohen Eingriffe tüdtsch-täppischer Gesellen, die den reinen Genuß ehemals verdarben, zu erneuern; doch, wie Vieles wäre schön und darf dennoch nicht werden!

Ich habe vorgezogen, statt eines Bogens, der ein Bild der Stadt Heidelberg enthält, einen zu wählen, der Dir den bedeutendsten Theil des Heidel-

berger Schlosses zur Anschauung bringt. Das Schloß ist die Seele von Heidelberg und der dicke Thurm die Seele des Schlosses. Wo ich das H hingezeichnet*), habe ich noch gestern (natürlich nicht in den Wolken, sondern innerhalb der Mauer, deren Umgränzung Du hier siehst), gestanden. Es ist ein einziger Punct. Aussicht auf Kaiserstuhl und Heiligenberg, welche, wie zwei Riesen, die jungfräulich schwächliche Stadt einschließen, und in's unermessliche Rheinthal, worin Speier, Worms, Mannheim und der Rhein als imposante Ruhepunkte hervorragen, hinunter; oben, zwischen und auf dem Gemäuer, ein Garten, den der Saamen verschleppende Wind angelegt hat; und gerade vor dem Beschauer, zu seinen Füßen, der herrliche Schloßgarten mit seinen Spaziergängern und Springbrunnen. So etwas ist so wenig für Beschreibung, als Darstellung; doch werd' ich, wenn wir einmal wieder zusammen sind, Dir manch leuchtendes Bild nach Vermögen in mehr oder weniger kräftigen Umrissen zu Lust und Freude vorüber führen. Mündlich macht sich das leichter; da läßt sich fragen und antworten.

Du hast Dich allerdings gehörig mit Collegien bepackt. Ich hab's mir bequemer gemacht und nur zwei belegt, wovon ich noch das Eine, da ich kein leeres Stroh dreschen mag, schwänze. Lächeln hab' ich müssen, als ich in Deinem Brief mit Bezug auf Literaturgeschichte und Anthropologie las, Du hättest in der kurzen Zeit doch auch für allgemeine Bildung was thun wollen. Lieber Junge, die holst Du nicht von der Universität und nicht von den Professoren; da lernst Du Nichts, als wie Du's nicht machen mußt. Ein Knabe, der Berge versehen will und ein Professor, der die Literatur analysirt — ich weiß nicht, was sich possirlicher ausnimmt. Freilich, die Bibel hat Recht, auf den Glauben kommt Alles an, und wenn der Gott nur geduldig ist, so kommt der Priester nie zu kurz.

Wie es mit meinen Gedichten wird, weiß ich noch nicht. Es liegt so viel an Stoff vor mir, was ich behandeln und der Sammlung noch einverleiben mögte, und dies zieht ein Geschäft in die Länge, was nie genug in die Länge gezogen werden kann. Du wirst sehr wenig Gedichte finden, die Du schon kennst; ich bin außerordentlich streng gegen meine Producte aus frühern Zeiten, bin aber dafür auch überzeugt, daß selten ein Dichter mit meiner Klarheit, Sicherheit und Bewußtseyn seiner Individualität aufgetreten ist, wie ich. Das Schicksal der Gedichte kümmert mich wenig; die deutsche Kritik ist heut zu Tage eine alte Bettel, die nur ihre eigenen Basen und Tanten begünstigt und ich gebe nichts um die saubere Verwandtschaft. Was lebt, das wirkt; und was wirkt, das lebt; dies Evangelium bewahrheitet sich alle Tage.

Sollte es nicht möglich seyn, daß wir uns in Hamburg sehen? Ich wüßte wenigstens nicht, warum nicht. Ein charakterisirter Mann kann sich schon ein Vergnügen machen. Ich habe mich gestern (ich schreibe diesen Brief d. 19 July zu Ende) entschlossen, von Stuttgart aus mit einem meiner Bekannten eine

*) Am Kopf des Briefbogens findet sich eine Lithographie, das Heidelberger Schloß darstellend, über der mittleren Zinne des Thurms ein „H“.

Fußtour nach Straßburg hinunter zu machen. Man kann's billig haben, fast so billig, wie das Leben in Heidelberg, wenn man nämlich kein Narr ist und dem Wirthshaus-Renommé zu Gefallen nicht unsinnig Geld ausgiebt, und welche Anschauungen werde ich von einer solchen Reise nach Norddeutschland zurück bringen? Schreibe hierüber Nichts nach Dithmarschen; ganz gewiß ist's noch nicht.

Durch Deinen Brief, mein theurer Junge, läuft eine Schwermuth und Niedergeschlagenheit, die mich auf's Herzlichste ergriffen hat. Ich will und darf Deinen Schmerz nicht schelten; nur sütte ihn — darum bitt' ich Dich — nicht groß, wie die Henne ihr Küchlein. Es gibt eine Gözendienerei des Herzens, vor der man sich bewahren muß. Bedenke dies Eine: Du bist jung, anziehend, unterhaltend, (daß ich Dir nicht schmeichle, weißt Du; auch, daß ich in Sachen dieser Art keine Possen treibe!) hast Geld und sichere Aussicht auf eine bürgerliche Stellung und Existenz in den allernächsten Jahren. Das sind Prädicate, die Dir Anspruch auf das beste Mädchen geben, und jene Emilie (ich sage dies nicht zum ersten Mal) war keine von den besten. Ein Gefühl läßt sich nicht zwingen, aber lächerlich machen; halte Dir's nur einmal recht vor Augen, daß Du eigentlich, wie ein Kind bist, dem eine bunte Schlange entwischt ist, und das nun weint und jammert. Dies ist wirklich ein Mittel, ich weiß es aus eigner Erfahrung.

Ich wünsche nicht, daß Du mir noch mehr Geld nach Heidelberg schickst, wohl aber, daß Du eine Zahlung an meine Mutter übernimmst. Zur Uebersicht erlaube ich mir das nachfolgende kleine Conto Corrent. Du hättest an mich zu berichtigen: 1) für die Sendschreiben 5 C. M., an geliehemem Gelde 2 C. M. 12 Sch., für die Bücher 23 C. M. 8 Sch., an Miethe (die Du nur einstweilen erlegst und die ich, wenn nicht der Tod dazwischen tritt, jedenfalls zurück erstatte) für den letzten May 15 C. M. und für nächsten Michaelis wieder 15 C. M.; macht im Ganzen 61 C. M. 4 Sch. Davon habe ich erhalten 1 Louiss'd'or oder 13 C. M. 14 Sch.; es restiren mithin (die Michaelismiethe eingeschlossen) 47 C. M. 6 Sch. Nun ersuche ich Dich, statt mir im August hieher einen Louiss'd'or zu senden, wie Du wolltest, meiner Mutter direct von Kiel aus unter ihrer Adresse und in meinem Auftrag und Namen die Summe von 21 C. M. zu schicken und ihr dabei in einigen Zeilen zu sagen: dies wären die Michaelis zu erlegenden 15 C. M. Miethe und die ihr von mir in meinem letzten Brief versprochenen 6 C. M. zu 2 Fudern Torf. Ich bitte Dich inständigst, dies zu thun, sobald es Dir irgend möglich ist, und jedenfalls im August-Monat; der Preis des Torfs steigt mit jeder Woche, wie Du selbst weißt, und die arme Frau würde sich in der drückendsten Verlegenheit befinden, wenn die Miethe nicht rechtzeitig einginge. Doch, dies bedarf keiner weiteren Worte; Du fühlst, daß ich mein unbegrenztes Vertrauen Dir nicht würdiger zu erkennen geben kann, als wenn ich Dir die heiligste meiner Sorgen übertrage, und ich weiß, Du wirst mein Vertrauen ehren. Das andere Geld anlangend, so wäre es mir freilich lieb, wenn ich die überschießenden 26 C. M. 6 Sch. im Herbst in Hamburg empfangen könnte, doch kommt das auch im December noch früh genug, wenn's nicht früher seyn kann.

Zu Deinem bevorstehenden Examen nimm meinen besten Glückwunsch. Du wirst selbst einsehen, daß der Ausfall desselben in Deinem Leben und für Dein Leben Epoche machen muß; Du wirst mithin gethan haben, was in Deinen Kräften stand, und dann kannst Du Dein Schicksal ruhig abwarten. Darüber, ob Du wirklich, wie Du schreibst, nach Dithmarschen zu Polemann gehen wirst, darf ich noch nähere Auskunft erwarten. In Dithmarschen muß es ja wunderbar aussehen, da die Süddeutschen Blätter voll von den dortigen Vorfällen sind; ich lese von Aufständen, Insultationen der Beamten, Räuberbanden u. d. gl. Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du mir über den dortigen Zustand der Dinge Näheres melden könntest. Wahrscheinlich weißt Du jetzt, wie Schacht mit seinem Examen gefahren ist, bitte, schreib' mir das.

Herzlichst grüßend, bitt' ich Dich, mir recht bald und recht ausführlich, damit Dein Brief mich hier noch treffe, zu antworten; ich habe wirklich bei der Unbestimmtheit meiner Pläne für den Winter nicht eher schreiben können. Den Punct mit meiner Mutter empfehl' ich vor Allem am Schluß Deiner sorgfältigen Berücksichtigung.

In ewiger Liebe

Dein

Hebbel.

Schreib' auch, ob wir uns in Hamburg sehen können. Ich bin Anfang October da.

Ich werde Dir von hier aus noch einmal, und gleich nach Eingang Deines Briefs, schreiben und dann auf einem Bogen mit Heidelberg. Dann hast Du Schloß und Stadt!

*

*

*

In Hebbels Abrechnung mit Franz in diesem Briefe findet sich ein Posten: für die „Sendschreiben“ 5 G. M. Was es mit diesem „Sendschreiben“ für eine Bewandnis hat, war bisher durchaus unbekannt. An Elise Lenzing schreibt Hebbel, gleichfalls aus Heidelberg: „Die Nachricht wegen meines Sendschreibens hat mich allerdings gefreut und ich danke Dir herzlichst dafür. Es kann mir nur angenehm seyn, wenn ich in meinem Vaterland noch immer in gutem Andenken stehe. Lieb wäre mir's, wenn ich den Artikel aus dem Correspondenzblatt selbst zu sehen bekommen könnte; sollte es Dir nicht möglich seyn, das Blatt aufzutreiben und die wenigen Zeilen heraus zu schreiben? Vielleicht erkannte ich den Verfasser.“ — Von dieser Briefstelle aus gelang mir die Aufklärung des „Sendschreibens“, nachdem mir gelungen war, festzustellen, daß das Correspondenz-Blatt eine damals in Kiel erscheinende Tageszeitung war. Hebbels oben herangezogener Brief an Elisen trägt das Datum des 3. September 1836. Am 20. August 1836 bringt in Nr. 78 auf Seite 304 das Kieler Correspondenz-Blatt folgende Notiz:

„Sendschreiben an die Norderdithmarscher von einem Norderdithmarscher, in Betreff der Zoll-Angelegenheit. London, gedruckt und verlegt bei Baillié u. Comp.

Mit der ‚Bemerkung, statt einer Einleitung‘:

„Manches Volk ist nichts, als die oft unleserliche und kaum zu entziffernde Grabschrift eines vergangenen herrlichen Geschlechts; aber es thut weh, wenn der Meißel an einer solchen Grabschrift die letzte Zeile, die von versunkener Pracht und Herrlichkeit redet, zertrümmern will, und es mag alles aufrufen, was versenkt ist zu Schutz und Trutz in eine freie Männerbrust, den Ernst und den Spott.“

Diese originelle kleine Pièce, die nach der Unterschrift schon am letzten Tage des Jahres 1835 geschrieben und wie es scheint, nicht in den Buchhandel gekommen ist, empfehlen wir jedem, der zu derselben gelangen kann, zu lesen. Der Inhalt qualifizirt sich nicht für dieses Blatt.“

* * *

Das also ist die Stelle, um deren Abschrift Hebbel Elisen ersucht. Die leider nur wenigen Worte, die das Kieler Blatt uns aufbewahrte, tragen unverkennbar das Stilgepräge des Hebbel von 1835/36. Es handelt sich — denn zweifellos sind Druckort und Verlag pseudonym, und das Stück wurde in Hamburg privat gedruckt — um eine anonyme, politische, d. h., da der Inhalt sich für eine Tageszeitung „nicht qualifizierte“, wohl nicht reinpolitische Flugschrift des jungen Hebbel aus der ersten Hamburger Zeit. Und zwar „in Betreff der Zoll-Angelegenheit“. Das ist keineswegs überraschend. Das 1835 der holsteinischen Ständeversammlung von der dänischen Regierung vorgelegte, die Ausfuhrzölle stark erhöhende Zollgesetz entflammte nicht rein fiskalischen Gesichtspunkten, sondern sollte vor allem Holstein enger an Dänemark binden. Die Erregung, auf die es stieß, war also eine nationale. Hinzu kommt, daß nach dem damaligen Stand der Dinge mit der Zollfrage sogleich der Kampf um die Trennung von Justiz und Administration, um Selbstverwaltung und Zensurfreiheit, kurzum der gesamte Komplex konstitutioneller Fragen sich verband. So hatte die Zollfrage schon 1835 in Holstein und nicht zuletzt in Dithmarschen Unruhen hervorgerufen, die sich 1836 weit schwerer wiederholten. Daß Hebbel in Heidelberg noch die Vorgänge in der Heimat mit entschiedensten Interesse verfolgte, beweist im vorstehenden Franz-Brief seine lebhafteste Anfrage danach, die sich in Heidelberger Briefen an den Kirchspielschreiber Voss noch entschiedener wiederholt. Diefem aber schreibt Hebbel am 14. August 1836 ausdrücklich: „Die Zollverhandlungen, die elend-nichtswürdigen, müssen das öffentl. Vertrauen untergraben, und daß ein Haus zusammen stürzt, wenn man das Fundament aufreißt, liegt im Lauf der Dinge.“ — So viel über Hebbels „Sendschreiben.“ Ob es möglich sein wird, des verschollenen Privatdrucks selbst noch habhaft zu werden, weiß ich nicht; bisher ist es mir nicht gelungen*). Immerhin stehe ich noch nicht am Ende aller Bemühungen und darf mir weiteres in dieser Angelegenheit vorbehalten.

*) Die Bibliotheken von Hamburg und Kiel besitzen das „Sendschreiben“ nicht; auch die gütigen Nachforschungen des Hamburger Staatsarchivs blieben ohne Erfolg.